LESEPROBE · DER PROLOG

Idiotismus

Warum kluge Menschen nur noch das Eigene sehen

Mit spitzer Feder über eine Gesellschaft, in der das Formular das Urteil ersetzt, und über die Geschichten, die man dabei erlebt.



Mag. Erich Simon

Kirschen-Verlag Edition Simon · Zug · kirschen-verlag.ch

LESEPROBE

Aus dem Inhalt

- **Prolog** in dieser Leseprobe
- Kapitel 1: Was ist ein Idiot?
- Kapitel 2: Dummheit ist kein Mangel an Intelligenz
- Kapitel 3: Die Infrastruktur der Idiotie
- Kapitel 4: Institutionen
- Kapitel 5: Wirtschaft
- Kapitel 6: Warum Idioten sich durchsetzen
- Kapitel 7: Was dagegen hilft

© 2026 Mag. Erich Simon. Kirschen-Verlag Edition Simon, Baarerstrasse 6, 6300 Zug. Leseprobe. Weitergabe in unveränderter Form ausdrücklich erwünscht. Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Ein Sturm, ein Ei und ein Doktor

Es war einer jener Samstage, für die man arbeitet, ohne es zu wissen.

Wir hatten geschlafen, bis die Sonne längst über dem See stand – bis zehn Uhr, um genau zu sein, und ich sage das ohne jede Reue. Danach ein Frühstück, das diesen Namen verdient, und dann hinaus: am Ufer entlang, wo der Wind schon an den Pappeln zerrte, weiter einem alten Bach nach, der sich durch das Land schlängelt, als hätte er alle Zeit der Welt, und schliesslich über die Wiesen zurück, vorbei an Obstgärten und Bauernhöfen, deren Hunde uns mit der Gleichgültigkeit von Beamten musterten.

Zu Hause briet ich frische Blutwurst. Dazu gab es rohes Sauerkraut mit Kürbiskernöl – wer das nicht kennt, hat einen Teil seines Lebens versäumt – und ein knuspriges Sauerteigbrot mit Körnern. Dann das Sofa, eine Decke, ein Film.

An dieser Stelle muss ich ein Geständnis machen, das für dieses Buch nicht ganz unerheblich ist. Ich schlafe ein. Immer. Im Kino, im Konzert, in der Oper, im Theater, beim Lesen im Bett. Meine Frau, die Ärztin ist und daher an die Aussagekraft geschlossener Augen glaubt, ist überzeugt, dass ich in diesen Minuten nichts mitbekomme. Sie weckt mich mit sanftem Nachdruck, weil der Film doch so gut sei. Ich aber bekomme beinahe alles mit. Ich lese im Schlaf weiter, ich höre die Arie zu Ende, ich weiss, wer der Mörder ist. Man wird im Lauf dieses Buches sehen, dass ein Mensch mit geschlossenen Augen mitunter mehr wahrnimmt als ein Mensch mit einer Wärmebildkamera.

Um halb elf in der Nacht läutete das Telefon.

* * *

Um zu verstehen, warum dieses Telefon läutete, muss ich ein paar Wochen zurückgehen.

Anfang Oktober hatten wir endlich unsere neue Wohnung bezogen. Frisch renoviert, gross, hell, mit einer Aussicht über den See, für die andere Leute Eintritt bezahlen würden, mit eigener Waschmaschine und eigenem Trockner – in der Schweiz ist das kein Detail, sondern ein Statussymbol – und mit einer Küche, in der meine Frau zum ersten Mal seit Jahren zufrieden seufzte. Wir brauchten den Platz auch, denn demnächst ziehen unsere Kinder ein: zwei Rauhhaardackel, ein schwarz-roter Rüde und eine rote Hündin, beide mit dem Selbstbewusstsein von Gutsbesitzern.

Die Glückseligkeit dauerte etwa eine Woche. Dann lief im Badezimmer das Wasser nicht mehr ab.

Unser Hauswart – nennen wir ihn Remo – kam sofort. Remo ist ein herzensguter Mensch und kommt immer sofort. Er kommt nur leider grundsätzlich ohne Werkzeug. Er betrachtete das Waschbecken, wie man ein Kunstwerk betrachtet, dessen Bedeutung sich einem nicht ganz erschliesst, und versprach, sich darum zu kümmern.

Da Remo mir vertraut – er hat mir für Notfälle den einzigen Schlüssel zum Lager und zur Technikzentrale anvertraut, den ausser ihm niemand im Haus besitzt –, holte ich mir selbst ein Gerät, um den Abfluss frei zu machen. Was ich fand, war Papier. Bei der Renovierung hatte jemand das Abflussrohr mit Papier verstopft, damit es nicht so stinke. Es stank trotzdem, und zwar bestialisch. Aber die Logik dahinter verdient Respekt: Man löst ein Problem, indem man ein grösseres schafft, und hofft, dass es jemand anderer bemerkt.

Inzwischen ist das repariert. Wir können uns wieder die Hände waschen. Das Telefon läutete aus einem anderen Grund.

* * *

Wir hatten kaum die Kartons ausgepackt, da stand Remo erneut vor der Tür. Der Bewohner im Stock unter uns, berichtete er, habe ein Problem mit der Heizung. Bei ihm werde es nicht warm. Und da wir darüber wohnten, müsse wohl bei uns die Luft heraus.

Meine Frau sah Remo an. Man muss wissen, wie meine Frau

schaut. Sie ist Ärztin, und von Ärztinnen sieht man im Spital ja meistens nur die Augen, über der Maske, unter der Haube. Diese Augen haben gelernt, mit einem einzigen Blick eine Diagnose zu stellen und eine Anweisung zu erteilen. Sie liess den Blick erst von Remo, als er seine Schuhe vor der Tür ausgezogen hatte.

Remo öffnete die kleinen Revisionstüren in der Wand, hinter denen die Fussbodenheizung verteilt wird, schaute hinein und befand: alles in Ordnung.

Am nächsten Tag stand er wieder da, diesmal in Begleitung. Herr Zbinden ist Installateur, ein Fachmann mit allem, was dazugehört, einschliesslich einer Wärmebildkamera. Auch er zog unter dem Blick meiner Frau die Schuhe aus. Auch er öffnete die Revisionstüren. Er fotografierte die Heizung mit seiner Kamera und befand: alles in Ordnung.

Ich erlaubte mir den Hinweis, dass ich die Heizung noch gar nicht aufgedreht hatte. Es war Anfang Oktober, es war nicht kalt.

«Beim Bewohner unter Ihnen wird es aber nicht warm», antworteten beide, gleichzeitig, mit jener Geduld, mit der man einem Kind die Welt erklärt.

Eine Woche später kam Remo mit neuen Erkenntnissen. Bei der Renovierung, erklärte er, habe man die alten Heizkörper abmontiert und, um das Wasser zu stoppen, Kugelhähne eingebaut. Diese Kugelhähne seien geschlossen. Sie befänden sich allerdings hinter der neu gebauten Wand. Man müsse die Wand also öffnen, denn erst wenn die Kugelhähne geöffnet seien, fliesse Wasser durch unseren Heizkreislauf. Und damit, so die Theorie, auch durch den des Nachbarn.

Wir vereinbarten einen Termin für Freitag, halb zehn. Ich stellte mich auf Staub, Lärm und Stemmhämmer ein. Pünktlich, wie es sich für ein Schweizer Unternehmen gehört, erschien ein Techniker. Er öffnete die Revisionstüren, lockerte ein paar Schrauben, schob eine Verteilereinheit ein Stück nach unten, griff mit der Hand ein wenig höher in die Wand und drehte den Kugelhahn auf. Bei jeder Revisionstür dasselbe. Nach knapp dreissig Minuten war er wieder weg. Keine Wand war gefallen. Remo bedankte sich und versprach:

Jetzt werde es warm.

Es wurde nicht warm. Nach drei Tagen sass meine Frau unter einer Decke, dann unter zweien. Der Nachbar unter uns hingegen war ruhig, glücklich und zufrieden. Seine Heizung lief. Unsere nicht.

Ich habe die Heizung dann selbst entlüftet. Es hat ungefähr vier Stunden gedauert. Danach wurde es auch bei uns warm.

* * *

Und nun also, an diesem Samstagabend, halb elf, das Telefon.

Es war Remo. Wir hätten ein Problem im Haus, sagte er. Genauer: Ich sei das Problem. Genauer: meine Heizung. Beim Bewohner unter uns rinne Wasser herunter. Von oben. Aus der Heizung. Ob ich nicht hinuntergehen und mir das ansehen könne.

Ich unterbrach den Film – den ich, wie gesagt, ohnehin mitbekommen hätte – und ging ein Stockwerk tiefer. Ich läutete. Hinter der Tür hörte ich einen Mann telefonieren. Das Gespräch verstummte. Dann jene charakteristische Stille, in der ein Mensch durch einen Türspion schaut und abwägt, ob die Welt draussen es wert ist, hereingelassen zu werden. Nach etwa dreissig Sekunden fiel die Entscheidung zugunsten der Welt, wenn auch knapp.

Er stellte sich vor. Dr. Szép. Man spreche es «Seep», bitte. Und er sei Anwalt. Die Reihenfolge war ihm wichtig: zuerst der Doktor, dann die Aussprache, dann der Beruf. Der Mensch kam erst später, und eigentlich gar nicht.

Es rinne, erklärte Dr. Szép, aus seinem Storenkasten – das ist jener Kasten über dem Fenster, in dem die Aussenjalousie wohnt, also draussen. Das Wasser laufe aussen am Fenster hinunter. Und bei seinen Heizkörpern gebe es Pfützen.

Ob ich mir das ansehen dürfe, fragte ich.

«Nein», sagte er. «Ich lasse niemanden in die Wohnung.»

Wir tauschten Telefonnummern, und er schickte mir zwei Fotos von zwei Pfützen. Wie das Wasser aus meiner Fussbodenheizung, die in meinem Estrich liegt, in seinen Storenkasten gelangen sollte, der aussen an der Fassade hängt, dafür hatte er keine Erklärung. Er brauchte auch keine. Er wiederholte nur, mit der Ruhe eines

Mannes, der schon viele Prozesse gewonnen hat, dass das Wasser von mir komme. Dann erklärte er mir, welche Wände ich in meiner Wohnung hätte und welche Heizung. Er war nie in meiner Wohnung gewesen.

Ich sollte noch erwähnen, dass an diesem Samstag ein Sturm über den See zog. Es regnete in Strömen. Rund um den See blinkten die orangen Sturmwarnungen, die man auch von unserem Fenster aus sah, ein unübersehbares Lichterspiel, das in regelmässigen Abständen verkündete: Hier kommt sehr viel Wasser von oben.

Ich trat den Rückzug an. Es gibt Gespräche, die man nicht verliert, indem man sie beendet. Remo teilte ich mit, dass bei uns alles trocken sei. Staubtrocken.

* * *

Sonntag, zehn Uhr. Um halb elf wollten wir in die Messe, in unsere Klosterkirche – wir gehen sonntags in die Kirche, wo immer wir gerade sind, und wir sind viel unterwegs. Vorher aber das Frühstück, und zum Frühstück gehört bei uns das weiche Ei. Meine Frau kocht es exakt sechs Minuten. Nicht fünfeinhalb, nicht sechseinhalb. Sechs. Das perfekte Sechs-Minuten-Ei.

Ich hatte den Löffel gerade angesetzt, als mein Telefon vibrierte. Remo fragte freundlich, ob er nicht in die Wohnung kommen dürfe. Ich hatte die Nachricht noch nicht fertig gelesen, da läutete es bereits an der Tür. Remo. Und an seiner Seite, selbstverständlich, Herr Zbinden mit der Wärmebildkamera.

Meine Frau sah die beiden kurz an, wie Ärzte das so tun, und die Schuhe trennten sich von den Füssen. Wir boten frischen Kaffee an. Dann begann die Lecksuche.

Herr Zbinden aktivierte seine Kamera. Der Boden leuchtete rot, denn die Heizung lief. Er konnte sogar die Heizschlangen im Estrich erkennen. Die Wände leuchteten rot. Als er sich umdrehte, leuchtete auch Remos Hinterteil rot, was ihn aber nicht weiter beunruhigte. Rot, so lernte ich, bedeutet warm. Warm, so schloss Herr Zbinden, bedeutet Wasser. Und irgendwo hier, so verkündete er, müsse es rinnen.

Er legte das Ohr an die Wand. Er öffnete Revisionstüren. Er lauschte. Remo schloss vorsichtshalber die Kugelhähne. Es blieb rot. Herr Zbinden hörte es rauschen. Es war Sonntag, es stürmte, das Haus hat eine Fassade und ein Dach, und auf beides prasselte seit vierundzwanzig Stunden der Regen. Aber er hörte es rauschen, in der Wand.

Wir schauten aus dem Fenster. Draussen lief Wasser über die Fassade in Richtung des Fensterbretts von Dr. Szép. Bei uns drinnen war es trocken. Nicht gefühlt trocken – trocken.

Herr Zbinden entschloss sich dennoch, die Wand zu öffnen, dort, wo es rauschte.

In diesem Moment läutete sein Telefon. Es war seine Tochter. Sie rief aus Australien an, wo es gerade Abend war. Herr Zbinden erklärte ihr, er habe gerade einen Einsatz, und legte auf. Ich fand das bewegend: Am anderen Ende der Welt sass ein junger Mensch und wollte mit seinem Vater reden, und der Vater hatte keine Zeit, weil er in einer trockenen Wand nach Wasser suchte.

Dann schlug er zu. Mit roher Gewalt. Die Gipswand barst, und er riss sie auf.

Ich wagte den bescheidenen Einwand, dass es so etwas wie Materialeigenschaften gebe. Gips, erklärte ich, sauge Wasser auf wie ein Schwamm. Wäre hinter dieser Wand Wasser, wäre die Wand nass. Sie war nicht nass. Sie staubte. Sie staubte gewaltig, und zwar genau deshalb, weil sie so trocken war.

Inzwischen hatte die Messe ohne uns begonnen. Mein Ei war kalt.

Das Schauspiel dauerte noch eine Weile. Dann stellten die beiden Fachleute fest, dass es bei uns kein Leck gebe. Kein Wasser. Nichts.

Ich sagte, beinahe beiläufig, mit dem Löffel in der Hand: Wenn das Wasser aussen aus dem Storenkasten läuft und es seit gestern stürmt, könnte es dann nicht vielleicht von oben kommen? Von der Dachterrasse?

Die beiden gingen.

Eine Stunde später läutete es wieder. Vor der Tür standen zwei zufriedene Gesichter. Sie hätten den Fehler gefunden, berichteten sie stolz. Das Wasser komme von oben. Von der Dachterrasse. Es

rinne an der Fassade hinunter zum Bewohner unter uns.

So viel dazu.

* * *

Ich habe in meinem Leben viel mit Menschen zu tun gehabt, die Verantwortung tragen: als Steuerberater mit Unternehmern, Bankern und Finanzbeamten, als Laienrichter mit Klägern, Beklagten und ihren Anwälten, in verschiedenen Ländern mit Behörden, die einander an Umständlichkeit zu übertreffen suchten. Aber selten habe ich das, worum es in diesem Buch gehen soll, so sauber vorgeführt bekommen wie an diesem einen Wochenende, zwischen Blutwurst und Frühstücksei.

Denn das Bemerkenswerte ist: Keiner der Beteiligten ist dumm.

Remo ist ein freundlicher, hilfsbereiter Mann, der sein Haus kennt und es gut meint. Herr Zbinden ist ein ausgebildeter Fachmann mit modernstem Gerät. Dr. Szép hat ein Studium absolviert, eine Dissertation verfasst und eine Anwaltsprüfung bestanden, was gewisse geistige Fähigkeiten voraussetzt. Gemessen an jedem Intelligenztest wären alle drei völlig normal, mindestens.

Und trotzdem: Ein Anwalt lässt niemanden in seine Wohnung, weiss aber genau, was in der Wohnung über ihm vor sich geht. Ein Fachmann misst Wärme und findet Wasser. Ein Hauswart lässt eine Heizung prüfen, die gar nicht eingeschaltet ist. Eine trockene Wand wird eingeschlagen, um ein Leck zu finden, das es nicht gibt. Und die naheliegende Antwort – es stürmt, das Wasser kommt von oben – leuchtete die ganze Zeit in Orange über dem See, unübersehbar, alle paar Sekunden.

Niemand hat aus dem Fenster geschaut.

Jeder der Beteiligten hat sich um seinen eigenen, kleinen Ausschnitt der Welt gekümmert: der Anwalt um seine Pfützen und seinen Titel, der Fachmann um seine Kamera, der Hauswart um seinen Auftrag. Keiner hat das Ganze betrachtet. Und am Ende waren sie stolz auf eine Entdeckung, die ihnen ein Mann mit einem kalten Frühstücksei geschenkt hatte.

Die alten Griechen hatten für einen solchen Menschen ein Wort.

Sie nannten ihn *idiōtēs*. Damit meinten sie nicht den Dummen, sondern den Privatmann: jenen, der sich nur um das Eigene kümmert und das Gemeinsame aus dem Blick verliert. Von diesem Wort kommt unser «Idiot». Und von diesem Menschen handelt dieses Buch.

Ich muss gleich zu Beginn eines klarstellen, damit mich niemand missversteht. Dieses Buch macht sich nicht über Menschen lustig, denen das Leben weniger geistige Möglichkeiten mitgegeben hat als anderen. «Idiotie» war früher eine medizinische Diagnose, und wer über solche Menschen spottet, ist selbst ein Fall für dieses Buch. Gemeint sind andere: Menschen, die es besser wissen könnten. Oft sind sie gebildet, häufig erfolgreich, nicht selten mit einem Titel versehen, und sie sitzen an Stellen, an denen ihr Blick auf das eigene Kästchen für alle anderen Folgen hat. Ihre Zahl, so meine These, nimmt zu. Und sie verändern unsere Gesellschaft – nicht mit Gewalt, sondern mit Gleichgültigkeit, Halbwissen und einer erstaunlichen Unfähigkeit, aus dem Fenster zu schauen.

Ich nehme mich davon nicht aus. Auch ich habe vier Stunden lang eine Heizung entlüftet, die ein Fachmann in dreissig Minuten aufgedreht hatte, und auch ich schlafe im Theater ein. Der Unterschied ist vielleicht nur, dass ich dabei weiterhöre.

Am Sonntagnachmittag habe ich mir ein neues Ei gekocht. Sechs Minuten. Und dann habe ich begonnen, dieses Buch zu schreiben.



Neugierig geworden?

Das ganze Buch erscheint im Kirschen-Verlag. Wer informiert werden möchte, sobald es erhältlich ist, schreibt eine kurze Nachricht an verlag@kirschen-verlag.ch.

Bereits vorbestellbar: das Wochenbuch «Selbst urteilen» von Mag. Erich Simon – 52 Wochen, undatiert, mit einem Gedanken pro Woche. Erscheint im Dezember 2026.

kirschen-verlag.ch

Kirschen-Verlag Edition Simon · Baarerstrasse 6 · 6300 Zug · +41 77 525 57 10